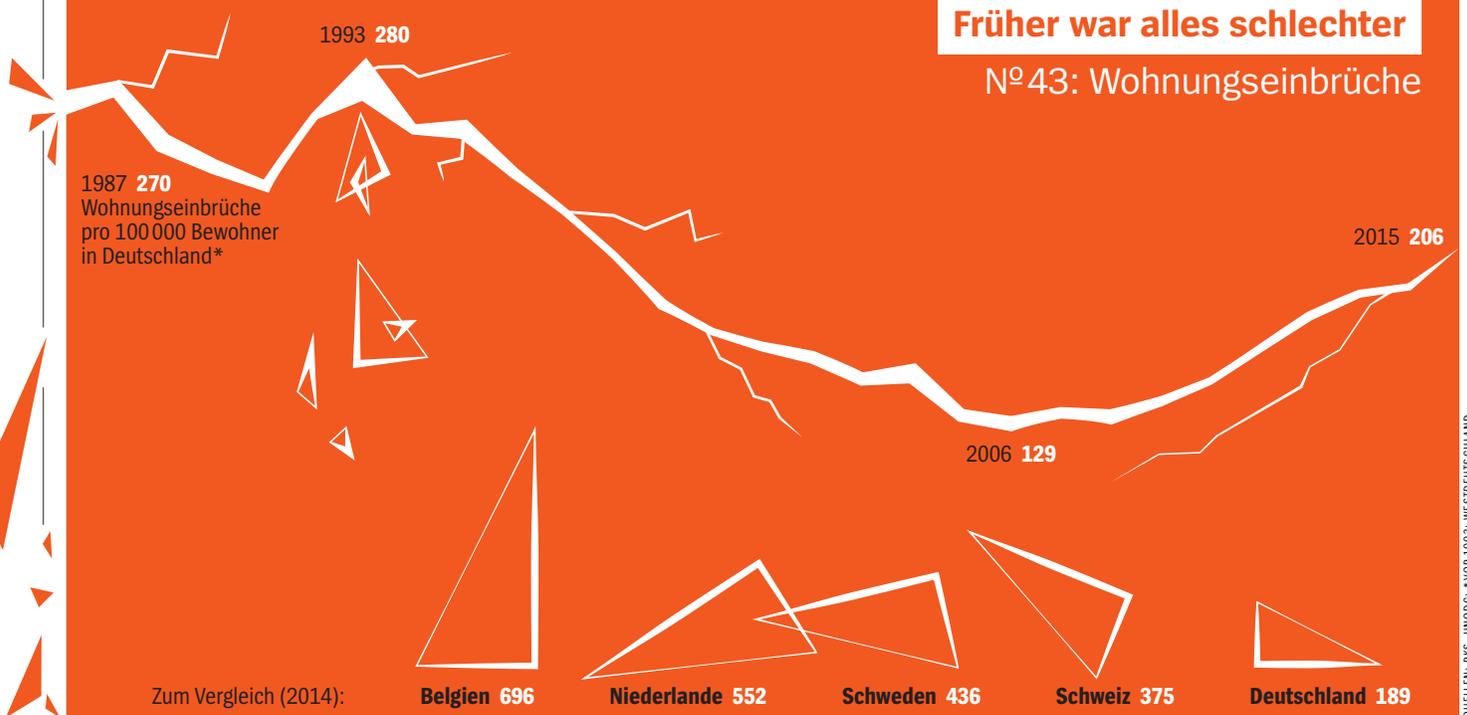


Früher war alles schlechter N°43: Wohnungseinbrüche



QUELLEN: PKS, UNODC; *VOR 1993: WESTDEUTSCHLAND

Der unsicherste Ort im Leben ist die eigene Wohnung. 2014 starben über 9000 Menschen in Deutschland bei Haushaltsunfällen, das sind fast dreimal so viele wie auf der Straße und etwa 14-mal mehr, als umgebracht wurden. Wenn sich Deutsche jedoch in den eigenen vier Wänden fürchten, denken sie nicht an den todbringenden Sturz von der Bockleiter, sondern an Einbrecher. Wohnungseinbrüche fallen derzeit in der registrierten Kriminalstatistik besonders auf. Während andere Deliktarten, etwa Gewaltverbrechen, seit langer Zeit sinken, steigen hier die Zahlen seit zehn Jahren an. Im Jahr 2006, dem Tiefstand der jüngeren Vergangenheit, kamen in Deutschland 129 Wohnungseinbrüche auf 100 000 Bewohner; 2015 sind es 206. Ist das viel? Es ist jedenfalls, zum einen, keineswegs ein noch nie da gewesener Rekord, vielmehr war die Quote während der Neunzigerjahre fast immer deutlich höher. Man

könnte auch sagen: Im Vergleich zu 1993 (280/100 000) liegt die Einbruchsbelastung 2015 um 26 Prozent niedriger. Zum andern steht Deutschland im europäischen Vergleich recht gut da. Die Einbruchsquote in der Schweiz ist 2014 doppelt so hoch, in Belgien mehr als dreimal so hoch. Dennoch: Warum steigen die Zahlen? Fachleute bezeichnen den Wohnungseinbruch als „Ausweichdelikt“. Wie kommt der prototypische Einbrecher, der „meist jung, männlich und drogenabhängig“ ist (Kriminologe Thomas Feltes), heute noch illegal an 100 Euro, wenn die Sicherheitshürden von Läden, Tankstellen, Banken kaum noch zu überwinden sind? Er bricht in eine Wohnung ein. Denn hier werden die Gelegenheiten nicht weniger, sondern mehr: Singlehaushalte machen heute 40 Prozent der 40 Millionen deutschen Wohneinheiten aus. Je mehr Singles, desto mehr tagsüber unbewachte Wohnungen.

Mail: guido.mingels@spiegel.de

Kriminalität Sind Clowns böse, Herr Strauß?

Alexander Strauß, 47, Vorsitzender von „Clowns ohne Grenzen“, über aggressive Clowns

SPIEGEL: Muss ich Angst vor Ihnen haben?

Strauß: Oh, bitte nicht! Ein Clown kennt nur Neugierde und Staunen, nicht Angst und Schrecken. Wie der Hofnarr spricht er unbequeme Wahrheiten aus. Und die bestehen nicht darin, Kinder in den Wald zu locken und zu bedrohen, glauben Sie mir.

SPIEGEL: Seit Wochen tauchen in den USA und nun auch bei uns Clowns auf, die Messer tragen und Kinder jagen. Können Sie das erklären?

Strauß: Der Punkt ist: Das sind Menschen in Clownskostümen, „creepy humans“, keine Clowns. Bald ist Halloween – vielleicht hat das diese Leute darauf gebracht, sich böse Streiche auszudenken.

SPIEGEL: Ärgert Sie das?



Strauß: Da wird eine ganze Berufsgruppe in Misskredit gebracht, das ist ärgerlich, ja! Und wer hat damit begonnen? Bestsellerautor Stephen King.

Der hat uns Clowns mit der Figur Pennywise in dem Roman „ES“ einen Bären-dienst erwiesen.

SPIEGEL: Wirre Haare und dieses komische weiße Gesicht: Ein bisschen unheimlich sind Clowns aber schon, finden Sie nicht?

Strauß: Auf Kinder wirkt das manchmal so, ja. Deshalb treten wir Klinikclowns in Krankenhäusern oft nur mit aufgeschminkter Nase auf. Zum Glück kennen beispielsweise die Kinder an der türkisch-syrischen Grenze, wo ich gerade mit jesidischen Flüchtlingen Zirkus gespielt habe, diese bösen Clowns gar nicht. Viele wollen lernen, wie man Clown wird.

SPIEGEL: Wie wird man das?
Strauß: Ein Clown muss staunen können und die Welt jedes Mal aufs Neue entdecken. Gar nicht so einfach in diesen Tagen. fio